

# SPIEGELEI

Nr. 43

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1902

## Schaffen.

Hörst du, wie die Sicheln klingen,  
Die, geführt von braunem Arm,  
Sausend durch die Halme dringen  
Kraftvoll und bewegungswarm?  
Hörst du, was da grollend spricht  
Aus des Feldes blanken Waffen,  
Wenn der Stahl die Heire bricht?  
Schaffen! . . . Schaffen!

In die weichen schwarzen Schollen  
Knirscht der Spaten blank und heiß,  
Und es häuft die runden Knollen  
Ruhelos sein steter Fleiss.  
Graben, graben spät und früh!  
Nimmermehr darfst du erschlaffen;  
Denn dich treibt die Melodie:  
Schaffen! . . . Schaffen!

Grüne Köpfe — ohne Ende  
Weite Reihen, Glied bei Glied —,  
Die ein Ruck der dürren Hände  
Aus dem feuchten Erdreich zieht.  
Krumme Rücken; Schritt für Schritt;  
Arme senken sich und straffen —  
Und ein Hechzen wandert mit:  
Schaffen! . . . Schaffen!

Sieh, in allen Bäumen hängt's  
Reif und bunt an schwanken Zweigen;  
Voller Säfte schwilkt's und drängt's,  
Dass die Heste schwer sich neigen.  
Wie man schüttelt, bricht und pflückt!  
Ach, die Frucht ist kaum zu raffen!  
Und ein jedes Blättchen nickt:  
Schaffen! . . . Schaffen!

Menschheit, zünde Freudenfeuer!  
Schmücke Tenne und Gemach:  
Fruchtgefüllt ist Haus und Scheuer  
Von der Diele bis zum Dach.  
Segen, Freude, Glück und Gut!  
Hei, was sind wir für Schlaraffen! . . .  
Doch, dort zürnt ein böses Blut:  
Schaffen? . . . Schaffen?

Horch! Hörst du der dunklen Stimme  
Heimlich dumpfen Widerhall?  
Droht's nicht mit verstecktem Grimme  
Überall und überall?  
Brach's auf heissem Acker aus,  
Wo die leeren Furchen klaffen?  
Murrend schleicht's durch Stall und Haus:  
Schaffen? . . . Schaffen?

Knecht! Was glänzt von deiner Stirne,  
Die sich lastgebeugt sonst trug?  
Und was brennt in deinem Hirne,  
Das nach keiner Frage frug?  
Ach, dein Auge wird so hell  
Und dein Rücken will sich straffen,  
Und du sprichst wie ein Rebell:  
Schaffen? . . . Schaffen?

Schaffen! . . . Und in deiner Kammer  
Ist es dunkel, ist es leer?  
Und wie eine Eisenklammer,  
Sklave! liegt es um dich her?  
Knecht! Erhebe deinen Stahl:  
Deines Hirnes trutz'ge Waffen!  
Und dann sag' es noch einmal:  
Schaffen! . . . Schaffen! —

Ernst Prezang.

# Maler figge.

(Fortsetzung.)

**XIX.**  
**S**eit war Figge verheirathet, längst verheirathet. Und in Schweden wohnhaft, wie er es gewollt, wenn auch nicht ganz und gar so wohnhaft, wie er es gewollt.

Er wußte kaum, wie es zugegangen war — Figge wußte übrigens sehr oft nicht, „wie es zugegangen war“ —, aber es war ein Faktum, daß er sich in einer repräsentablen Wohnung in einem modernen Hause in einem modernen Stadttheil befand und, um das Maß des Unbegreiflichen voll zu machen, Edam einer modernen Stockholmer Familie geworden war.

Die letzte Zeit war merkwürdig schnell verflossen. Anfangen hatte es mit der Hochzeit, die nicht just im Reisekabinum und en famille abgehalten worden war, so wie Figge es gewollt und wie übrigens auch Pelle es gewollt, weil ja er es gewollt, sondern mit einer fröhlichen Feier im „Grand“, so wie Schwiegermama und Schwiegerpapa es gewollt.

Ein hervorragend heiterer Anfang war's genau gewonnen nicht. Alles war steif und feierlich. Und damit die Ansprache des Geistlichen, der demütig auszusehen versuchte, in facto aber verschwitzt aussah, die Rede des Brautführers, die Verse eines fröhlichen Junglings und dazu nengierige Augen, wohin man blickte. Und dann dieser hämische Klageweiber unten beim Bahnhof, als die junge Herrschaft abreiste.

Eine Hochzeitsfeier ohne Ziel. Am hübschesten war es in der Zeit, wo sie sich in der Nähe eines kleinen, unbewohnten Badeortes an der nördlichen Küste Frankreichs versteckt hielten. Sie machten auch einen Abstecher nach Paris, verbrachten ein paar Wochen Landleben in Barbizon und waren in Gréz. Figge sprach schon davon, hierzubleiben und Stockholm und die Zivilisation zum Teufel zu schicken.

Er war in ruhiger, gleichmäßiger Stimmung und mehr als je in seine kleine Pelle versiebt. Sein buntfarbenes Aufstreben und sein Jargon waren bei Seite gelegt und er war liebenswürdig und zufrieden, wie es einem zufriedenen und gehorsamen jungen Ehemann amteht und gesieht.

Da geschah es eines schönen Tages, daß Pelle vollsten Ernstes in Thränen ausbrach und erklärte, sie könne nicht leben, wenn sie nicht sofort in selbiger Minute heiratre.

Für Figge war es eine überraschende Neuigkeit, die sich unter diesen Boten verborg. Er hatte eigentlich garnicht gedacht — er hatte sich in dieser Beziehung überhaupt nichts gedacht. Aber „wie in aller Welt dies zugegangen war“ — das zu erforschen, war hier unmöglich.

Zwei paar Tage vor ihrem Eintritt hundigte die junge Herrschaft ihre Heimkehr an. Wiederum waren die Klageweiber vom Hochzeitsabend am Bahnhof versammelt, und die Schwiegermama, wundervoll und glücklich, führte selbst ihre Tochter — und ihren Schwiegersohn — per Wagen direkt in die kleine Wohnung, die fertig und bereit stand, die beiden, die nun Ehe geworden, aufzunehmen.

Figge fand, daß Jungherrn der Wohnung sei geradezu unsozialisch schnell gegangen; die Schwiegermutter jedoch, die Weltoberhaupt besaß, kehrte keine Sammlerfahrt von ihrem Edam, sondern begnügte sich damit, die Tochter mit ihren Anordnungen zurückzurufen zu lassen. Elisabethchen sollte sich nicht austrennen und brauchte es auch nicht.

Ein Künstler war selbstverständlich nicht in der Wohnung. Figge interessierte sich für diese ganz elektrisch, als hätte er in einem Hotel gewohnt. Nur seine eigene Zimmerchen — nach moderner Stockholmer Art drei Gläser in der Breite und etwas weniger nach in der Länge — räumte er sich nach einem Erfahrung ein, angelte einige in Paris gekaufte Drapieren auf, hängte an die Decke eine alte Leinwand aus Schweden und legte als Dries unter die Matratzen keinen jüdischen Gottselig mit dem

Erzählung von Georg Nordensvan. Deutsch von E. Stine.

alten Noah, dem, in korrekter Prozession aus der Kirche herausspazierend, alle Thiere folgten, ein Paar von jeder Sorte.

Schwiegerpapa und Schwiegermama lächelten mit nachsichtiger Verwandtschaftsliebe. Er war so originell, dieser gute Lars Erik.

Sie nannten ihn natürlich nie bei seinem rechten Namen. Sie sagten Lars Erik, „mein guter Lars Erik“. Und ihre Tochter nannten sie Elisabeth. Einen längeren Namen konnten sie nicht ausfindig machen.

Pelle war blaß und still geworden und hielt sich meistens zu Hause auf. „Zu Hause“ war aber für sie die elterliche Wohnung im Hause schräg gegenüber. Da stand noch ihr Mädchenzimmer so gut wie unberührt, obwohl Schwester Victoria es geerbt hatte. Und wenn Figge heimkam und mit tief ernsterhafter Miene fragte, wo „meine Frau“ hingegangen sei, da bekam er allemal dieselbe Antwort:

„Die gnädige Frau ist draußen bei Großhändlers.“

Bisweilen ging Figge ihr nach zu Großhändlers, wo in Familienleben gemacht wurde; und war dann die Gemüthslichkeit auf's Höchste gestiegen, so vergoss „unsere Tochter Elisabeth“ allemal ein paar Thränchen, wenn es hieß von „zu Hause“ fortgehen.

Das lustige Mutterchendumern mit Figge hatte aufgehört. Und sie hatten doch die Kunst verstanden, sich herumzutreiben — und gemeinsam herumzutreiben! Niemals Arm in Arm, sondern ein Jedes los und ledig, wie zwei Jungen. Hier und da ein scherhaftes, freundshaftliches Stoß mit dem Ellbogen oder ein Klaps in den Rücken. Allerzeiten frohen Eltern, die Sonne im Gemüth und im leichten, frischen, jungen Herzen.

Und jetzt hatte das aufgehört.

Es war nicht wie zworig. Pelle zog sich geradezu vor ihm zurück, und obwohl er ganz derselbe war, der er immer gewesen — seitdem sie ihn kennen gelernt nämlich — so schien er doch nicht mehr der Rechte zu sein. Sie hielt sich nur mehr zu Mama, und Mama war auch sehr brav, versteht sich — „meine arme, arme Mutter“, zitierte er in Gedanken Per Tufesson — und Figge hatte ja selbst unten in Schonen ein Prachtstück von Mutter gehabt. Aber doch . . . doch . . .

Und so wanderte Figge allein auf langen Streifzügen umher. Denn seine Arbeit wollte noch immer nicht vorwärts gehen, obwohl er den Kopf voll Ideen hatte. Er war irritirt und nervös und sah sich gezwungen, sich eine Anleihe in der Bank zu verschaffen, da das funkelnde Publikum nach wie vor seine Tendenzen zeigte, Bilder von ihm zu kaufen.

Er hatte eine ganze Reihe Studien angesetzt, Naturindrücke, so roh gemacht, daß die frische, unmittelbare Impression während der Durchführung nicht verloren gegangen war — genügend wenig ausgeführt, um die Philister zu ärgern,“ sagte er selbst, wenn er zornig wurde. Es sei erstaunlich und zuträglich, sich ein bißchen zu ärgern, erklärte er, und er fand es auerkennerwerte von sich, das Publikum bei Zenne zu erhalten.

Das Publikum aber war nicht gewohnt, bei Zinne erhalten zu werden. Man roch an seinen Bildern, schüttete den Kopf und ging hin, Per Tufesson's neue „Kinder beim Wachsen“ zu bewundern, — welches Gemälde man mit dem Vergnugungsglas ansehen könnte.

Einmal trug er Tufse. Tufse war mit seiner Kultur reichelei und in vollster Thätigkeit, sich in der Stockholmer Gesellschaft eine Position zu eröffnen. Er fuhr per Draufs umher, ließ sich gern in Gesellschaft von Professoren und Reichstagsabgeordneten blitzen und hatte neulich den Triumph erzielt, ein Bild vom Nationalmuseum angekauft, in einem der kleinen Kabinettchen hoch oben an der Decke aufgehängt und häufig von den Zeitungen beworben zu sehen. Während der ersten Zeit der

Künstleropposition war er eifriger Akademiehof und Anhänger der Linken gewesen, dann aber w eines seiner Gemälde bei einer Oppositionsausstellung refusiert worden, und es begann sein Unangenehmes zu haben, unter den Männern der Linken zu stehen, wenn man hinauskommen wollte.

Derzeit nahm Per Tufesson einen „vollkommen unparteiischen Standpunkt“ ein, sprach mit Beachtung vom Künstlergeist und war freier Künstler nach dem, was er selbst versicherte.

Figge war wenig in der Welt zu sehen. Er war so was Triviales, drin in der Stadt zu sitzen und in den Schenken zu zechen, nur seinem Hause aufzuhelfen. Er ging seine eigenen Wege, und so führten bis zu den äußersten Stadttheilen und noch weiter.

Nach Tische ging er oft nach Königsholm hinunter, das ja seinem dunkeln, eingespererten, tiefschwarzen Clara-Viertel ganz nahe lag.

Am liebsten ging er diesen Weg in der Dämmerungsstunde, wenn der Silberton des Winternachmittags verblaßte, die Sonne ihre Strahlen in großen Büscheln zusammenfaßte und mit ihnen hinunter die Fabrikshornsteine und die kleinen Hütten der Bergländer sah, wenn nach und nach das Dunkel der Herrschaft bekam, die Ufer mit ihren Pappeln, Schlagbrücken, Booten und Schuppen immer schwärzer und schwärzer wurden und das Wasser wie eine unter den Ufern lag, während der Himmel noch halb licht war. Aber sogleich darauf erleuchteten die Fabriken ihre Fensterreihen und entzündeten an den Höfen draußen elektrische Sterne.

Es war Stimmung und Charakter in alledem. Und wenn er von der Höhe zum Mälard hinabstieg, da hatte sich die Dunkelheit über Stadt und Land gelegt, rothe und grüne Dampfbootlaternen glitten über den See, auf dem weit draußen die Gasflammenreihen der Stadt schwammten, und der Elevator wirkte wie ein Riesenringheuer mit grauen Stacheln um die beiden falten, glänzenden, elektrischen Augen, deren Spiegelbilder sich unten im Wasser wie ein leuchtender Schwanz in Ringeln und Schnürlchen wandten.

Im Clara-Viertel, wo er wohnte, gab es nichts zu sehen, nichts, das einem Bergmüller machte. Pelle war bei Großhändlers . . .

Wenn er philistrische Anwandlungen besaß — eigentlich ein Skandal, und doch, es war ein Skandal, daß es zuweilen geschah —, dann zog es ihn zum „Weltmittelpunkt“ hinab, und dort fand er gleich einen Bekannten. Zu letzter Zeit geschah das öfter als zuvor, denn daheim hatte die Schwiegermutter das Kommando übernommen; die Schwägerinnen ließen herum und tuschelten, obwohl Figge nicht begreifen konnte, was sie mit der Sache zu thun hätten; alle Minuten läuteten Laufburschen an mit Paketen von allen Ländern der Welt, und jeden Tag kam die „Frau“ — die ansah wie ein junger Mann —, um mit unzertöbarem Lächeln an den Sorgen Elisabeth's, der Mama und der Schwägerinnen teilzunehmen. Kurz, Alles war darüber und darüber gefehrt.

Figge fand, es sei für ihn sein Platz unter diesem Publikum, war aber auf bestem Wege zu dessen ein reservirtes Sophia im Opern-Café zu bekommen.

Eines Tages aber war er nicht dort, dafür aber im vollsten Galopp im Zentraltheil anzutreffen. Und wer ihn anpacken wollte, erhielt im Flug die Antwort:

„Keine Zeit — haben den Storch zu holen! Die Bekannten, die Tags darauf wengte, in der Morgenzeitung nachzuhören, fanden richtig, was sie erwartet, und sogar noch mehr.

„Eine Tochter und ein Sohn,“ stand da in Figge's und Pelle's Namen.

Alles unterhielt sich darüber — Figge war und blieb ein Original — das Original selbst aber fand,

als es sich wieder zeigte und in minderer Eile war, alles in vollkommenster Ordnung. Die kleinen sollten Adam und Eva heißen, waren wohlgebildet und mit guten Lungen versehen, und als sie ihr erstes Duett anstimmten, sagte Tigré:

"Dies soll fürderhin meine Musik werden."

\*

"Gratulire!"

"Gleichfalls, gleichfalls!"

Er war auf Per Tufvesson gestoßen; auch dieser strahlend von Vaterstolz. Tufve hatte gar viel von Constance Davida Ida zu erzählen und noch mehr von seinem merkwürdigen Jungen. "Ist es möglich, daß Deine Zwillinge ebenso merkwürdig sind? Ich muß hinaufgehen und sie mir ansehen."

Er ging mit. Adam und Eva wurden präsentiert.

"Hm!" sagte Tufve. "Das Eine ist ja gelb und das Andre roth. Solche kleine Würmer! Na, Schönheiten sind es gerade keine!"

"Wie?" — Tigré wurde selbst roth und gelb vor Ärger. Seine beiden Urmenschen sollten keine Schönheiten sein!

"Donner und Doria," sagte er, "jetzt komme ich hinauf und seh' mir Deinen Jungen an."

"Gut, komm' mit!"

Tigré folgte ergrimmmt. Und er zog den kleinen Tufve in Betrachtung, wie er in seinem nagelneuen Korbwagen lag und in die Luft starrte.

Tigré hatte augenblicklich sein Urtheil fertig.

"Aber er schläft ja, soviel ich sehe!"

Der glückliche Vater ward zornig.

"Was beliebt? Was sagst Du? Sei so gut und nimm das zurück!"

"Wie und nimmer! Siehst Du denn nicht, er kann ja nicht ein Auge zum anderen bringen? Hält' ich so 'n Jungen, so möcht' ich gerade so gern keinen haben!"

Der Vater des Kindes gerieth allen Ernstes in Wuth und sagte, Tigré sei ein schlechter Mensch, der über Alles Glossen mache und ihn auch immer gehänselt und kopiert habe, wenn er von seiner "armen, armen" Mutter sprach...

"Und ich bedaure die Frau, die einen solchen Jungen gefriegt hat," sagte Tigré. "Ich meine den Letztkommenden," fand er sich veranlaßt, hinzuzufügen.

Außerdem wurde Tufve sprachlos vor Ärger. Und Tigré ging, stolz darauf, den Schimpf auf Adam und Eva gerächt zu haben.

"Keine Schönheiten! Eins gelb und eins roth! Ja, der hat Farbenkunst! Der ist Maler! Ein Pfuscher ist er. Alle Schonen sind Pfuscher — ich bin ja selbst ein Schone."

"Er hat parfaitement einen schielenden Balg," erzählte Tigré im Klub.

Und Per Tufvesson, der nicht in den Klub ging — man war dort zuweilen ziemlich spitzig gegen ihn —, sagte in seinen Kreisen, es sei ihm leid um Tigré, daß er zwei so wenig gelungene Sprößlinge habe.

Sah er Tigré auf der Straße, so guckte er die Männer an und grüßte nicht.

Svante Ilff fragte einmal, was Tigré jetzt thue. "Ich studire Diensträdchen. Wir haben ein Exemplar zu Hanse. Hör' nur einmal..."

Er berichtete seine neuesten Erfahrungen. Svante lächelte mit einem gewissen Interesse und offenbarem Leid auf seinen Freund, der des Lebens Missgeschick auf eine so morgenfrische Art zu tragen verstand, lachte aber wohl an etwas ganz Anderem, als an das komische "Exemplar", das Tigré schilderte.

"Mit der Malerei dagegen geht's nicht vorwärts," fuhr Tigré fort. "Das Geschäft liegt total darunter. Ich koche den Würmchen Haferuppe und gebe ihnen Nicotinsöl ein. Ich bin ein neuer Mensch im Charakter ganz und gar verändert — in Familienrock und Pariser Pantoffeln."

Es war offenbar, er war sich nicht mehr ähnlich. Der "Bursche" war verschwunden, seine Gedanken traten nicht mehr wie ehedem unher, ungezähmt und unberechenbar. Er hatte seine schouischen Lieder ergeben, wälzte nicht mehr und hatte sich eine wirkliche Würde zugelegt, wie sie Gr. Händlers

Schwiegersohn und Adam's und Eva's Papa aufstand. Der Vagabond war auf dem Weg, sich in einen rechtgläubigen Stockholmer umzuwandeln, und der Flaneur war Familienwater.

## XX.

Das war eine traurige Periode der Weltgeschichte.

Wenn Tigré heimkam und das Vorzimmer voll Damennäntel hängen und auf dem Fußboden die Reihen der Galoschen, auf dem hölzernen Ständer die Müßpyramide sah, da mußte er gesiehen, daß die Familie sich in unerwartetem Grade vermehrt habe.

Meist spazierte er direkt in sein Zimmer hinein. Die Thür vom Speisezimmer zu seinem drei Ellen breiten Gebiete war nun immer versperrt. Es war so unordentlich — künstlerisch sollte es wohl heißen — in Lars Grif's Zimmer, das passte nicht zur Behausung der Tochter seiner Schwiegereltern.

Tigré piff ein Stückchen — das war immer ein Ableiter —, zog ein paar unerlänge Bilder hervor, sah alte Nadrüttungen aus Paris an. Eine Eselei war es, daß er diese edle Kunst nicht fortgezeigt, und eine nicht mehr gutzumachende Eselei, daß er nicht Pelle's Porträt gemalt, während sie noch weniger zu thun hatte —, er hatte sie nur in einem halben Dutzend Aquarelle. Und eine dreifache Eselei, daß er nicht die Würmchen gemalt, die beiden Unverderbten da drinnen in der "Versammlung".

Ob er etwa Adam und Eva im Speisezimmer postiren und die "Versammlung" mit Terpentingeruch vertreiben sollte?

Es war übrigens nicht nur das, was das Traurige in der Weltgeschichte anmachte. Auch nicht, daß sein Geld — das er mit Müh' und Not zu leihen beommen — verwehte, ohne daß eine lebende Seele begreifen könnte, wohin es gekommen. Eigentlich auch das nicht, daß seine Tableau immer noch unverkauft dahingingen, denn ihre Zeit würde wohl auch kommen, ohne daß er dem Salon nichts schicken könnte, sondern das Alterärgste war, daß er eine Portraitbestellung bekommen hatte, einen Generaldirektor — in voller Uniform mit gesticktem Kragen und mit Orden und Degen und weißen Handschuhen, einem Tisch mit Decke, Papier und Tintenfaß — einem monumentalen Tintenfaß mit der Göttin der Gerechtigkeit — und einem Fantenil mit Goldschuhe und womöglich dahinter die Aussicht durch's Fenster auf das Bureau des Generaldirektors.

Es kamen Notizen in die Zeitungen, daß Herr Molin — welcher diesmal ein angesehener Künstler genannt und dessen Pariser Medaille aus der Vergessenheit gezogen wurde — den ehrenden Auftrag erhalten, und so weiter. Schwiegerpapa kam, zufrieden und stolz, um seinem geschätzten Eidam die Hand zu drücken, Schwiegermama spendete ihm eine halbdoppelte Lächeln und Tante Pettergrund fand, es sei endlich Zeit, daß "der Mensch" ein bisschen Geld verdiente.

(Fortsetzung folgt.)



## Die schädlichen Wirkungen der geistigen Getränke.

Von Dr. med. Rothbart.

(Fortsetzung.)

**G**ebenjo schlimm wie für den Trinker selbst ist der Alkoholmissbrauch für seine Nachkommen.

Es ist eine bekannte Thatache, daß die Nachkommen von Trinkern entarten. Professor Anton, Direktor der Grazer Klinik für Geisteskrankte, berichtet in einem Vortrage über Alkoholismus und Erblichkeit ein schlagendes Beispiel, wonach die Zählung bei 1000 geisteschwachen Kindern, sog. Idiotenkindern, 471 mal chronischen Alkoholismus beim Vater, 84 mal bei der Mutter und in 65 Fällen Trunksucht bei beiden Eltern ergab. Besonders häufig findet sich auch Epilepsie, hinfallende Krankheit, bei den Nachkommen der Kinder trunksüßer Menschen.

Auffällig ist die Häufigkeit der Verbrechen bei den Nachkommen der Trinker. Ihre Erklärung finden diese Abhängigkeitserscheinungen darin, daß beim Säuer ein allgemein veränderter und verschlechterter Organismus besteht, welchem eben nur entartete Keime zur Nachkommenchaft entstammen können. So kommt es, daß schon in der Wurzel gleichsam Verdorbenes zu nichts Gute sich auswachsen kann. Professor Anton stellt folgende Leitsätze auf:

1. Zwischen Trunksucht der Eltern einerseits und Nervenkrankheiten und Entartung der Nachkommenchaft andererseits bestehen ausgiebige und häufig festgestellte Beziehungen. 2. Chronische Vergiftung des väterlichen oder mütterlichen Organismus mit Alkohol ist an und für sich im Staude, eine fränkische Entartung und gestörte Entwicklung des kindlichen Organismus hervorzurufen. Es sind düstere Erwägungen, daß hier durch die Schuld der Eltern Wesen entstehen, die zu Geisteskranken, Verbrechern und mit allen möglichen Krankheiten behaftet schon von vornherein bestimmt sind. Ein englischer Gelehrter behauptet, daß in der Regel alle diejenigen Krankheiten, die aus dem Missbrauche geistiger Getränke, insbesondere des Brautweins, herrühren, bis in's dritte und vierte Glied sich forterben und bei fortdauernden Ursachen allmälig zunehmen, bis die ganze Nachkommenchaft ausstirbt. Den allermeisten Beobachtern gilt es als eine allgemeine und völlig festgestellte Thatache, daß Kinder von Eltern, welche dem Trinke ergeben sind, in der Regel schwach und fränklich werden und schon in frühem Alter sterben. Von 97 Kindern z. B., die zur Zeit der Trunksucht ihrer Eltern geboren wurden, blieben nur 14 ohne Gebrechen, dagegen litten die übrigen an allerlei Nebeln. In England giebt es Landgemeinden, in welchen aus diesen Gründen beinahe die Hälfte der Geborenen vor vollendetem vierzehnten Jahre dahinstirbt. In dem amerikanischen Staate Massachusetts waren nach den interessanten Mittheilungen des Dr. Howe von 300 Idioten 150, also die Hälfte, Kinder von Gewohnheitstrunkern. Bei 50 p. 100 aller Idioten und Geisteschwachen, meint derselbe, könne man in den amerikanischen großen Städten annehmen, daß ihre Eltern Gewohnheitstrunkern gewesen, ein Verhältniß, das in den Mittelpunkten der amerikanischen Industrie und in den Hafenorten sicher noch größer sei. Wie verhängnisvoll der Alkoholismus auf die Nachkommen ist, führt auch Dr. Alfred Ploek aus. Nach ihm bleiben Ehen, in welchen beide Theile Säuber sind, zur Hälfte kinderlos, aus Ehen, von denen nur ein Theil trinkt, stammen 82 p. 100 fränkische und nur 18 p. 100 gesunde Kinder, während das Verhältniß umgekehrt ist, wenn beide Eltern nicht trinken. So ergab auch eine Untersuchung von 215 Trinkerfamilien, daß von 814 Nachkommen 32,7 p. 100 nicht gesund waren, darunter 21,5 p. 100 Todtgeborene und Frühgestorbene.

Es ist klar, daß in richtigen Schnapsländern diese Entartung schließlich der ganzen Bevölkerung ihren Stempel aufdrücken muß. So giebt es beispielsweise in bestimmten Bezirken Böhmen sehr viele Körper schwache Nebrnen, viele Blinde und Cretine.

Einige Aerzte gehen in bestimmten Bezirken Böhmen sogar bezüglich der Lehre von diesem auf Alkoholgenuss beruhenden Abhängigkeitsverhältniß zwischen Eltern und Kindern so weit, daß sie sagen, es äußere sich schon ein Mehrgenuss von Alkohol zu gewissen Zeiten des Jahres, z. B. bei der Weinlese in der Neujahrswocche, im Frühling, als Hochzeitszeiten, in einer Vermehrung der Schwachsinnzeugungen, während sich ein bedeutend geringerer Prozentsatz bei solchen Kindern ergebe, welche aus Ehen stammen, deren Hochzeiten in diejenigen Abschüsse des Jahres fielen, in welcher weniger Feiern und damit weniger Trinkgelegenheiten vorhanden wären.

Zudenfalls ergiebt sich aus den gemachten Ausführungen eine besonders große Empfänglichkeit des kindlichen Nervensystems und des kindlichen Organismus überhaupt gegen die giftige Wirkung des Alkohols. Deshalb sollte eine Verabreichung von alkoholischen Getränken an Kinder überhaupt nicht erfolgen; meistens geschieht das Gegenteil ja im guten Glauben, weil man von mäßigen Alkoholdosen heilsame Wirkungen bei Schwächezuständen und Krankheiten des Kindesalters erwartet. Schon bei Säuglingen muß man schädliche Alkoholwirkungen

badurig befürchten, daß die stillende Mutter größere Mengen von Bier zu sich nimmt, um, wie der Volksgläubige sagt, sich die Fähigkeit des Stillens, die Milch zu erhalten. Es ist erwiesen, daß der Alkohol in die Muttermilch übergehen und so das Kind geschädigt werden kann. So wird beispielweise folgender Fall berichtet: Ein Kind wurde von einer Mutter, welche sich täglich betrunk, gejagt. Dasselbe erkrankte und bot alle Erscheinungen einer Hirnentzündung dar. Sobald die Mutter entlassen worden war, genas das Kind rasch.

Sicher ist, daß schwere nervöse Erkrankungen und andere nachweisbare Organveränderungen, z. B. Leberschwellung und Wassersucht, infolge von länger fortgesetztem Alkoholgenuss bei Kindern beobachtet ist. Diese Erkrankungen sind nicht bloss nach Brantwein und nach übergroßen Mengen anderer alkoholischer Getränke entstanden, sondern auch bei bloßem Genuss von Bier oder Wein in mäßigen Mengen oder bei so geringen Gaben von Cognac, wie sie von vielen nicht nur als erlaubt und unschädlich, sondern sogar als heilsam angesehen werden. Besonders bekannt ist bei Kindern, welche geistige Getränke bekommen, daß zurückbleiben im Wachsthum und in der Entwicklung. Verwenden doch Hundezüchter diese Thatsache zur Erziehung besonders kleiner zierlicher Hunde, die zu theneren Preisen als beliebte Schooßhunde verkauft werden sollen. Das Züchtungsverfahren besteht darin, daß den Hündinnen während ihres Säugungsge häftes kleine Alkoholmengen mit der Nahrung verabreicht werden. Dieses Verfahren, von Geschlecht zu Geschlecht wiederholt, befähigt ganz besonders kleine Thiere heranzuziehen. Eine ähnliche Erfahrung ist bei Menschen bekannt, indem ein Franzose berichtet von zwei Kindern von 13 und 14 Jahren, die täglich einen halben bis einen Liter Wein erhielten, ein Vorkommen, das in reichen Beispielen nicht zu den Seltenheiten gehört. Beide Kinder waren erheblich im Wachsthum zurückgeblieben, zeigten Milz-, Leber- und Herzvergrößerung, Krämpfe und Lähmung der unteren Glieder.

Da noch allseit den zweifellos vorhandenen schädigenden Wirkungen selbst mäßiger Alkoholmengen auf die körperlichen und geistigen Leistungen des Kindes feinerlei sicher beweiste Vortheile gegenüberstehen, so ist der Verbreitung alkoholischer Getränke am gesunde und frische Kinder unter allen Umständen zu widersetzen.

Zu dem Kapitel der Entartung, welches wir eben behandeln, gehört vor Allem auch die Arbeit des Professors Bunge über die zunehmende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen. Diese Schrift ist zweifellos bei Weitem die wichtigste Erörterung der Alkoholorschung in den letzten zehn Jahren. Sie liefert uns die wichtigste Waffe, die wir überhaupt zur Zeit im Kampfe gegen den Alkoholismus besitzen, indem sie auf Grund ausgedehnter Untersuchung nachweist, daß der Alkoholismus von allen bekannten Ursachen der allgemeinen Entartung die wichtigste ist. Bunge hat 665 Fälle von nicht stillenden Frauen untersucht und gefunden, daß zunächst die Erfährtlichkeit der Unfähigkeit zum Stillen klar bewiesen ist. Das soll heißen: wenn eine Frau ihr Kind nicht stillen, so kann sie ausnahmslos auch ihre Tochter nicht stillen, und die Fähigkeit ist unveränderlich für alle kommenden Geschlechter in dieser Familie verloren. Gleichzeitig bekommen wir einen deutlichen Einblick in den ursächlichen Zusammenhang zwischen dem Alkoholismus und der unfruchtbaren Unfähigkeit zum Stillen. So zum Beispiel die Mutter noch die Fähigkeit zum Stillen, die Tochter sie aber verloren, so muß die Ursache der betreffenden Unfähigkeit beim Vater gesucht werden. Und in der That zeigt sich da, daß in 67 % aller dieser Fälle der Vater ein ausgetrockneter Soja ist. Hier gewinnen wir also einen neuen Einblick in den Verlauf der Entartung. Da der Vater ein Soja ist, so verliest die Tochter die Fähigkeit, ihr Kind zu stillen, und diese Fähigkeit ist unveränderlich für alle kommenden Geschlechter dieses Namens verloren.

Die Unfähigkeit zu stillen ist dabei nicht die einzige Erscheinung; sie geht mit anderen Zeichen der Entartung, insbesondere mit Überempfindlichkeit

gegen Erkrankungen aller Art, mit Schwindsucht, mit Nervenleiden, mit Erkrankungen der Zähne. Die Kinder werden ungünstig ernährt, und so steigert sich die Entartung von Geschlecht zu Geschlecht und führt schließlich nach endlosen Qualen zum Untergange des ganzen Stammes.

Wir haben hier unmittelbar vor Augen das Zerstörungswerk des Alkohols: Wir sehen, wie er täglich Geschlechter, die bisher gesund und entwicklungsfähig waren, im innersten Kern vergiftet und für alle Zukunft werthlos macht. Denn der Mensch ist, naturwissenschaftlich betrachtet, ein Säugethier. Das Säugethier, das die lebenswichtigste Leistung des Säugens verloren hat, ist und bleibt entartet. Dabei ist das Nichtstillen noch nicht einmal die Hauptfahre, sondern das Entscheidende haben wir noch außer Acht gelassen: Wenn eine Mutter unfähig ist, ihr Kind zu stillen, so ist die künstliche Ernährung nicht das größte Unglück, welches das Kind trifft. Das größere Unglück ist das frische Blut, welches das Kind ererbt von einer entarteten Mutter, die unfähig ist, eine wichtige, normale Leistung zu verrichten. Mit anderen Worten: Wenn eine Mutter die Fähigkeit zum Stillen besitzt, unterläßt aber das Stillen und läßt das Kind sorgfältig künstlich ernähren, so wird das Kind sich noch verhältnismäßig gut entwickeln. Wenn dagegen die Mutter unfähig ist zu stillen, so wird das Kind, selbst wenn sie es von der besten Mutter ernähren ließe, als mütterliches Erbtheil die Geneigtheit zu Erkrankungen besitzen und behalten und diese Geneigtheit seinerseits vererben auf Kinder und Kindesfänger.

Damit kommen wir auf eines der wichtigsten Kapitel, welches die gesamme zivilierte Welt heutzutage bewegt, nämlich auf den Zusammenhang zwischen Alkoholismus und Tubercolose. Als unmittelbare Ursache der Lungenschwindsucht sieht man die Einwanderung der Tubercolbazillen in die Lungen an, vorwiegend auf dem Wege der Atmung. Bei der großen Verbreitung der Tubercolbazillen haben wir wohl Alle schon einmal solche eingefühlt. Wir haben davon garnichts gemerkt, noch viel weniger sind wir dadurch kraut geworden. Es muß also zugegeben werden, daß der Tubercolbazillus allein nicht kraut machen kann; es muß noch etwas hinzukommen, welches den Bazillus überhaupt erst befähigt, seine krautmachenden Wirkungen zu entfalten, und dieses etwas ist das, was die Wissenschaft Disposition nennt, das heißt eine schwächliche, an und für sich schon kränkliche Körperanlage. Ist ein Körper gekrönt, so ist er es deshalb, weil alle seine kleinsten Theilchen ihre Schuldigkeit thun, ist er kränklich, so beruht dies darauf, daß diese kleinen Theilchen, die Zellen, nicht vollauf leistungsfähig sind. So besteht auch bei der Schwindsucht diese Disposition, diese Schwächung des Körpers wahrscheinlich in einer Energielosigkeit der Zellen, in einer Widerstandsunfähigkeit, wie gegen ätzere Schädlichkeiten überhaupt, so auch gegen den Tubercolbazillus. Sie kann ererbt werden, sie kann während der Dauer des ganzen Lebens durch den Körper schädigende Einflüsse im zarten Alter, in der Schulzeit, in der Zeit der Entwicklung, unter der Last der Anstrengungen des Alltagslebens mit seinen Sorgen und seiner Röhr erworben werden. Zu den Ursachen aber, die den Körper ganz besonders schwächen und die ihn gegen ätzere Angriffe widerstandsunfähig machen, gehört ohne Zweifel der Alkohol.

Wir kennen ja sein übliches Sündenregister: erst erzeugt er die Acathie der Speisewege, vom Rachen bis in den Magen, dadurch eine schlechte Ausnutzung der Nahrung und damit eben eine schwächliche Körperbeschaffenheit, welche eingedrungenen Tubercolbazillen gegenüber keinen wirksamen Schutz entgegenstellen kann. In der That zeigt auch die Statistik unter 552 Tubercolosen, daß jedesmal der zweite Trinker auch tuberkulös ist. Jedemal wollen wir nicht vergessen, daß der gewohnheitsmäßige Alkoholiker nicht nur in sich selbst die Disposition zur Tubercolose schafft, sondern auch die bestehende erhöht und sich so, besonders wenn er noch für Weib und Kind zu sorgen hat, mit unverantwortlichstem Reichtum in

Gefahr begiebt, sondern daß er auch weit über den Bannkreis seines Ichs hinaus Unheil verbreitet, indem er Kinder erzeugt, denen die Minderwertigkeit, denen die Disposition zur Lungenschwindsucht als trauriges Andenken an die Sünden ihrer Eltern in die Wiege gelegt werden. Wenn dann ein solches Kind mit dem Kreiszeichen unter der Anstrengung, die zum Beispiel die Schule oder jede andere erste Arbeit an den Menschen stellt und stellen nun zusammenbricht, dann werden freilich zu spät die Eltern reinig an ihre Brust schlagen und ihre Taten fließen lassen. So schreitet langsam aber sicher die Entartung eines Volkes vor sich: Alkoholismus in der ersten, Unfähigkeit zum Stillen in der zweiten und Tubercolose in der dritten Generation; das ist ein ursächlicher Zusammenhang, der sich nicht von der Hand weisen läßt.

Eine nicht minder schlimme Krankheit wie die Tubercolose steht nach den neuesten Forschungen ebenfalls in enger Beziehung zu dem Alkoholgenuss: der Krebs, besonders der Magenkrebss. Derjelle findet sich nach Dr. Billing's großer Statistik in den Vereinigten Staaten Amerikas bei den als Biertrinker ausgezeichneten Deutschen unverhältnismäßig häufiger als bei den Abkömmlingen anderer Völker. Die ganze Frage ist nun so wichtiger, wenn man bedenkt, daß der Krebs in den letzten Jahrenheimlich sich auszudehnen begonnen hat. Professor v. Leyden in Berlin erklärt, daß der Krebs am dem Wege sei, eine Volkskrankheit aller Stände zu werden. Zu den vermutlichen Ursachen derjenigen rechnet man auch den Gemüß alkoholischer Getränke. Nach dem Gehörten liegt es zudem nicht außer dem Bereich des Vorstellbaren, warum dies der Fall ist: der Krebs ist eine Geschwulstbildung, welche dadurch zu Stande kommt, daß eigentliche Organzellen sich ungehener vermehren. Wir haben nun wiederholt gesehen, daß durch den Alkohol das Bindegewebe in den verschiedensten Organen in Wucherung gerathen ist. Wir brauchen uns nur vorzustellen, daß aus irgend einem Grunde durch den Alkohol statt des Bindegewebes die eigentlichen Organzellen wuchern, und eine einleuchtende Erklärung ist fertig.

Stellt es sich definitiv heraus, daß der Krebserregerbazillenartiger Natur ist, so wird derjelle ähnlich wie der Tubercolbazillus, auch nicht allein kraut machen können, sondern es wird noch eine Disposition, eine Schwächung des betreffenden erkrankenden Organes hinzukommen müssen. Diese Schwächung, diese Widerstandslosigkeit gegen schädliche Einwirkungen wird aber bei der Magenschleimhaut, wie wir gesehen haben, durch den Alkohol in hervorragender Weise verursacht.

Seither haben wir mir die Folgen des Alkoholmissbrauchs besprochen; noch mehr interessiert uns wohl die Frage: Welches ist die Wirkung kleiner oder mäßiger, während Monate und Jahre täglich genommener Alkoholgaben auf den gesunden Menschen? Mit anderen Worten: kann eine täglich zu sich genommene geringe Menge alkoholischer Getränke, zum Beispiel ein bis zwei Schnäpse, ein oder mehrere Glas Bier, ein Glas Wein und dergleichen, Quantitäten, welche die meisten Menschen genießen, schädlich wirken? Diese Frage ist unter allen Umständen zu bejahen, deshalb, weil es eine wissenschaftlich festgestellte Thatsache ist, daß solche geringen, täglich genossenen Mengen geringer Getränke auf die Wandlungen der Blutgefäßsysteme eine krautmachende Wirkung ausüben können. Hierbei ist etwas zu berücksichtigen, was von den Laien im Allgemeinen wenig beachtet wird, nämlich die hohe Bedeutung, welche ein völlig gesundes Blutgefäßsystem, kurz Gefäßsystem genannt, für den Organismus hat. Der Laie kennt wohl im Großen und Ganzen seine lebenswichtigen Organe, wie Herz, Leber, Niere, und weiß deren Erkrankungen zu fürchten, allein von seinem allerwichtigsten Organ, seinem Gefäßsystem, weiß er im Allgemeinen nichts. Dasselbe ist nun deshalb am bedeutungsvollsten, weil ja in ihm das Blut kreist, das der Träger der Nahrungsstoffe ist, welche es den einzelnen Werkstätten des Körpers, den einzelnen Organen und Zellen zuführen muß. Genau so, wie in sonstigen

# Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“

Nr. 43

Für den Annoncenheft der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich.  
Alleinige Inseraten-Annahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro 5gepaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum Mk. 1,25.

1902



**Arbeitern jeder Branche**  
bietet sich guter Neben-Berndienst. Muster u. Prospekt gegen Einsendung von 20 & in Marfen. Bitte zu verlangen.  
Hohenstein-Ernstthal i. S. Reinhard Thate.

**Versende**  
30 Ltr. Weisswein zu Mk. 10,50  
30 Ltr. Rothwein 12,-  
gegen Nachnahme. Das Weihweine  
und frische ausricht.

**F. Brennfleck,**  
Weingut Schloss Kupperwolf,  
Edesheim (Pfalz).

Echte, tatsächlich nicht einlauffende  
**Normal-Hemden**  
Macr-Hemden, Unterhosen, Unterjacken  
u. w. versendet direkt an Private billig!  
(Preisliste u. Stoffproben franko umsonst)  
Wollwaren-Fabrik Georg Koch in Erfurt 6.

**Mey's Monopol-Stoff-Wäsche**  
(Kragen, Manschetten  
und Vorhemden) Dutzend Mk. 1,10

empfiehlt sich ihres praktischen Werthes halber, da man  
sie nach dem Gebrauch wegwarf.

Sie ist der **feinen Leinenwäsche täuschend**  
ähnlich, da sie mit einem **leinenähnlichen appretierten Webstoff** überzogen ist. Jeder Kragen kann  
bis zu einer Woche getragen werden. Die eleganten Façons  
**(weit über 100)**, welche bei richtig gewählter Kragen-  
weite immer tadellos passen, die enorme Billigkeit, das  
**Dutzend Kragen schon von 40 Pfennig an**, emp-  
fehlen sie zu einem Versuch.



**Tägliche Production der Fabrik ca. 20,000 Dutzend.**

Wer immer **elegante Kragen, Manschetten** und **Vorhemden** bei grösster Billigkeit und ohne die Abhängigkeit von der Wäscherin und Plätterin tragen will, der lasse sich **den Special-Catalog von Mey's Stoffwäsche** kommen, welcher gratis und portofrei an Jedermann gesandt wird.

**Versand-Geschäft Mey & Edlich, Leipzig-Plagwitz**

Special-Detailgeschäfte der Fabrik:  
Berlin W. Hamburg Leipzig  
Dotsdamer Str. 1. Neuer Wall 69a. Neumarkt 20/22.



Jeder lese den „Mathgeber“  
von Dr. Becker. Preis nur Mk. 1,  
per Nachnahme Mk. 1,20.  
„Buch über die Ehe“  
von Dr. Metz. Aufstatt Mk. 2,50 nur  
Mk. 1,50, per Nachnahme Mk. 1,70.  
V. Willendorf,  
Berlin, Goethestr. 2.

**Briefmarken** billigst.  
Preisliste sendefranko  
August Marbes in Bremen.

**Alles**  
für Dilettantenarbeiten,  
Vorlagen f. Lampions, Schnitzerei,  
Holzbrand etc., sowie alle Utensilien  
und Materialien hierzu.  
(Illustrirte Kataloge für 30 Pf.)  
Mey & Widmayer, München 130.

**Briefmarken-Preisliste**  
mit ca. 30.000 Preisen gratis.  
Auftrag und Beratung von  
Sammelungen u. Einzelmarkt.  
**Philipp Kosack**  
Berlin C. Burgstr. 8, am Königl. Schloß.

## Bildschön!

ist ein zartes,  
reines Gesicht, rosiges, jugend-  
frisches **Huschen**, weisse,  
sammetweiche Haut u. blendend  
schöner Teint.

— Alles dies erzeugt:

**Radebeuler Lilienmilch-Seife**  
von Bergmann & Co.,  
Radebeul-Dresden.  
Schutzmarke: Steckenpferd.

**Mey's Monopol-Stoff-Wäsche**  
(Kragen, Manschetten  
und Vorhemden) Dutzend Mk. 1,10

Unreinlichkeiten nicht  
in Berührung.

Wird von Ranehern s.  
gelobt u. viel  
nachbestellt.

Kavze Pfeife, ca 27cm lang,  
aus echtem unverbrenn-  
lichem Bruyéreholz, echtem  
Weichselrohr.

Prima Kernspitze (wird auf Wunsch  
auch m. flach, breiter od. n.  
dünner Offizierspitze geliefert), alle  
Theile weit

gelobt, in nur von mir  
geliefert, elasti-  
ganter durabler Ausstat-  
tung, Kopf hält viel Ta-  
baki geschützt pr. Stück

M. 3,25, nicht geschnitten

M. 3, bei vorheriger Casse  
Porto 20 &, gegen Nachnahme Porto  
30 &. Reichhaltige illustrierte Preisliste  
frei.

C. H. Schroeder, Pfeifen-  
fabrik, Erfurt, No. 31.

## PATENT-BUREAU Carl Scheinberger

HAMBURG Gr. Burgtah 49.

Telephon Amt. I. Nr. 549.

Den Lesern der „Neue Welt“

kostenlose Auskünfte!

## Nur 6 Mark

führt eine genau regulierte  
Remontoir-Uhr  
mit gutem Zubehör. Wert  
unter Garantie! Illust. Preisbuch üb.  
brandg. Uhren, Ringe u.  
Schmuckstücke vorlofrei.  
Schlagwerk - Regulator  
von 9 Mark an.  
Gebr. Loesch, Leipzig 43.



Musikwerke o o  
Grammophone o o  
Phonographen o o  
Photogr. Apparate  
sowie alle Zubehör.  
**CARL GEYER**  
AACHEN.



## Rouleaux-Fabrik

(Stoff und Holzdräht)  
Reklame, Schaufenster-Plakate, als Aus-  
verkäufe, Geschäftsvorlegungen usw.  
werden sauber und billig gemacht.

**L. Trutzel,**

Hamburg, Dammtorwall 19,  
vis-à-vis der Post.



**Meinel & Herold**  
Harmonikafabrik  
Klingenthal (Sa) No. 85A  
versd. geg. Nachr. vorsügl.  
Harmonikas mit offener  
Klavatur, verb. Stahlleiterung,  
stteil. (11 faltig.) Doppelbalg mit Metall-  
schutz, stärkt Stimmen, stra 3cm hoch:  
10 Tast., 2 chör., 2 Reg., 50 Stim. M. 5,-  
10 " 3 " 3 " 70 " 2,50  
10 " 4 " 4 " 90 " 9,50  
10 " 6 " 6 " 120 " 15,-  
2 reitigbilligst. — Harmon. in 120 versch. M.  
v. 0. 3 1/2 an. Schule u. Klasse zu Harmon. unj.  
Sandionics, Mundharm, Okarinae,  
Violin, Zithern, Akkordeon, Musik-  
werke. Illust. Katal. a. Federn auf frei.  
Garantie: Zurücknahme und Geld retour.

**1000** Echte Briefmarken ohne Deutsche  
n. 60 &. Porto 20 &. Saapreis.  
grat. u. frei. **Ad. Köllner.**

Berlin 20, Sebastianstraße 68.  
Weltberühmte, haltbare, hohelegante  
Briefmarken, gerippt,  
glatt und  
gemustert. Illuzierreißb. zu Schadenanzeig. Neueste  
haltbare, entzündende Briefmarken-Sammelte. Gemusterte Wasch-Sammelte. Gegr. 1857.  
Sammelhaus Louis Schmidt, Hannover-C.



Billige böhmische  
Bettfedern!

10 Pfund neue geschlissene M. 8, bessere M. 10,  
weisse dämmw. M. 15,  
M. 20, schneew. dämm-  
weiche M. 25, M. 30. Versand franko,  
zollfrei, per Nachnahme. Umtausch  
und Rücknahme geg. Portovergütung  
gestattet.

Benedikt Sachsel, Lobes 3II,  
Post Pilsen, Böhmen.

## Reiner, guter Wein

Rheinwein v. 60 & on per Liter.

Blatzwein v. 70 & im Fass

Rothwein v. 90 & v. 25 Liter ab  
und Versand in Flaschen ab 70 &  
85 & und M. 1.

Peter Köth, Mainz,  
Weinhausbesitzer i. Gütersblum (Rheinhess.)  
Preisliste auf Wunsch.



D'Entranges: *Glor der Grossfeier.*



Werkstätten nichts Ordentliches gearbeitet werden kann, wenn Rohmaterialien in dieselben entweder garnicht oder in ungenügender Weise hineingelangen, ebenso muß es auch im Körper an allen Ecken und Enden Betriebsstörungen geben, wenn sein Zuführungssystem der Nahrungsstoffe, dieser seiner Rohmaterialien, nicht in Ordnung ist, mit anderen Worten, wenn ein funktionstüchtiges Gefäßsystem diese Zuführung nicht in geeigneter Weise besorgen kann.

(Fortsetzung folgt)



## Aus dem Jugendleben der Vögel.

Von Kurt Grotewitz.

**B**on Sang und stetem Frohmun geleitet, scheint das Leben des Vogels in ewiger Münsterkeit und sorgloser Beweglichkeit dahin zu ziehen. Sorglos wie ein Vogel, sagt man. Aber wer nur einmal dem Nestbau der Webervögel zusesehen, wer das wochenlange Brüten einer Gans, das rasile Nahrungsstückchen der Schwalben für ihre Jungen, die siebenende Angst einer Henne um ihre Küchlein beobachtet hat, der wird sofort begreifen, daß dieses Leben der Vogel auch mit vielen Sorgen und Mühen durchweht ist. Es ist die Aufzucht der Jungen, die den Vogeln am meisten den Ernst des Daseins fühlbar macht. Denn in keiner anderen Thierklasse wird der lieben Jugend eine solche Fürsorge, Arbeitssucht und Liebe gewidmet wie bei den Vogeln.

Allerdings erfordert die Aufzucht der Vögel auch eine sehr große Sorgfalt. Der Vogel legt nicht eine Menge von Eiern wie die Fische, Insekten und andere Thiere. Es können deshalb nicht so viele verloren gehen, sonst würde es um die meisten Vogelarten sehr schlecht bestellt sein. Sodann können die Eier, abgesehen von Ausnahmefällen, nicht der Sonne zum Ausbrüten überlassen werden, sondern sie müssen lange Wochen bebrütet werden und sind während dieser Zeit wiederum manchen Gefahren ausgesetzt. Die Jungen selbst aber kommen in den meisten Fällen in recht unbefülltem Zustande zur Welt, sie müssen also noch sehr lange Zeit gepflegt werden. Dabei können die meisten Vögel ihre Jungen bei der Nahrungssuche nicht mitnehmen, sie müssen jene oft sehr lange allein lassen, und um zu diesem Zweck unsichtbar den jungen Thieren ein besonderer Schutz zu Theil werden. Es mußte vor Allem dafür gesorgt sein, daß die Jungen in einem möglichst soliden, unzugänglichen Heim etwudihen. Die Wohnhütte, in der der junge Vogel erwächst, das Nest, wird, wie wir wissen, von fast allen Vögeln mit Sorgfalt, von menschen mit ganz bedeutsamer Kunstfertigkeit erbaut.

Der Nestbau hat theils den Zweck, den Eiern und den Jungen einen möglichst warmen, vor den Kälteschlägen der Witterung geschützten Raum, theils eine saue Schutz- und Trutzburg zu geben. Nur solche Vögel, die sofort in recht entwidelter Zustände die Eltern verlassen, wie die Kükenmöve, müssen sich nicht mit einem sehr mühsamen Jagdheim begnügen. Aber auch die Lachse, Grasmücken, Tauben haben recht niedlich. Die Väher johnten auf dem Boden nur eine Bettwiese, die Eltern amputierten ihr Nest höchstens mit ein paar Blattchen. Die Mehrzahl der Vögel verarbeitet jedoch große Sorgfalt und unverzerrtes Geschick auf die Errichtung des Nestes. Schon die Schwalben bauen mit großer Eile eine recht schwere steife Behausung, in der es sich die Jungen behaglich machen können. Ebenso fertigt das Nest der Singdrossel aus einem solchen Teig aus Lehm, Moos und Drahtspänen, und die Eltern rauert ihr Nest aus Lehm mit Erde aus. Dieses Nest besitzt auch einer eine Bedeutung und hat an der Seite einen Eingang. Etwas aus Erde gemacht ist das Nest des in Amerika lebenden Tropenvogels, sein Nest ist halbkugelig, es hat die Form eines Becherglases und ist ziemlich groß. Dieser Teig besitzt noch eine Besonderheit, so daß zwei Bürsten entstehen. Die Jungen sitzen in jenen

Bürsten natürlich vor den Angriffen der Raubvögel und anderer räuberischer Thiere viel sicherer sein als in sorglos errichteten Nester.

Es ist nicht nur eine Eigenthümlichkeit der Sängethiere, Höhlen zu graben, auch sehr viele Vögel üben diesen Bauinstinkt aus, um hier in diesen schwer zugänglichen unterirdischen Gemächern ein gesichertes Heim für ihre Nachkommenschaft zu haben. Schon die Uferschwalben bohren in steile Wände, besonders an Flußufern, kleine Löcher in das Erdreich. Ein großes Loch an einem steilen Rande am Wasser hat der Eisvogel; er gräbt einen Tunnel von einem halben bis einem Meter Länge und einer Höhe von fünf Centimetern. Am Ende erweitert sich der Tunnel zu einem geräumigen Saal, der mit Fischgräten belegt ist. Ein solches Nest zu bauen, ist natürlich keine Kleinigkeit für den schwachen Vogel, er braucht dazu zwei bis drei Wochen Arbeitszeit. Mitunter trifft er bei seiner Miniräthigkeit auf Steine, um die er den Tunnel herumführen muß. Oft stößt er aber auf so viel Steine, daß er die Stelle gänzlich verläßt und eine neue Höhle zu bauen beginnt. Allerdings haben die Jungen des Eisvogels nicht immer das Vergnügen, in einem neuen Heim zu wohnen, vielmehr sind oft schon in den vorhergehenden Jahren junge Eisvögel in derselben Höhle groß geworden. Neuhliche Höhlen, mir noch tiefer, gräbt der Bienenfresser. Auf den Antarktischen Inseln ist der Boden stellenweise von Pinguinen ganz und gar durchbohrt worden, die hier überall ihre Bruthöhlen angelegt haben.

Sehr geziogene Unterkunftsräume geben hohle Bäume ab, in denen Eulen und viele andere Vögel ihre Nester aufzubringen. Manche Vögel besitzen die Fertigkeit, auch in solche innwendig hohle Bäume einzudringen, die außen noch völlig unverjeahrt sind. Besonders sind die Spechte sehr gewandte Zimmerer, die große Löcher im innerlich morsche oder hohle Bäume haben. Ihr kräftiger Schnabel ist für diese Leistung vorzüglich eingerichtet; mit gewaltigen Hieben haben sie auf das Holz, daß die Späne fliegen. Auch in selchem Baumhaus sind die jungen Vögel recht gut geschützt vor den Unbillen der Witterung, besonders vor dem Regen sind sie hier gesichert, und auch die Raubtiere haben keinen leichten Zugang zu diesen Nester.

Bei den meisten Vögeln besteht das Nest aus einem Gelecht von Reisern, Pflanzenstengeln, Moosen und Flechten. Bei manchen ist es mit Wolle und Haaren durchwirkt. Diese Nester sind oben meist offen, doch errichtet der Baumförmig, das Goldhähnchen, der Wallerstaat völlige Hütten mit seitlichem Eingang, wenn man sich unter Hütte auch nicht gerade eine hänerische Strohfäthe vorstellen darf. Manche Vögel besitzen, um Nester zu bauen, Drüsen, aus denen sie Lehm und Speichel absondern. Aus diesen Materialien stellen zum Beispiel die berühmten Salanganen ihre Nester her, die ja den zweifelhaftesten Vorzug haben, von den Menschen gezeiten zu werden. Für die Jungen ist jedenfalls das Raum der für sie bestimmten Wohnung in vielen Fällen verhängnisvoll. Denn die Menschen, die die Nester absammeln, finden diese nicht immer leer, oft sind in ihnen Eier oder Jungen enthalten. Aber was fragt der Mensch darnach, zumal in diesem verzweigten Gewerbe, wo Mancher seine Volljährigkeit im Kletern mit dem Tode bezahlen muß, denn die Nester werden an steilen Felsenpalsten über dem Meere angelegt, so sicher mögen hier ursprünglich die Nester gehangen haben, unangreifbar für jedes Thier. Aber als der Mensch in der Kultur fortgeschritten, da entzündet diesen Nester kann ihre Jungen ein tödlicherlicher Feind. Schon im Alterthume werden die Nester gesammelt und als Arzneimittel verwendet, jetzt werden sie überall auf den ostasiatischen Inseln in großer Menge gehandelt. Die Nester sind nicht allzu groß, der gummiartige Lehm erhält zu einer sehr dünnen durchsichtigen Wandung. Es gehören also gegen 70 Nester zu einem Pfund, und da ist ein Preis von M. 50, wie er auf Borneo, oder selbst von M. 200, wie er in Hongkong bezahlt wird, nicht einmal zu hoch. Trotzdem nun dreimal

im Jahre die Niststellen abgesucht werden, so nehmen die Schwalbenmeister doch nicht ab. Es müssen also immer noch genug davon erhalten bleiben, in denen Jungen fliegen werden.

In Nester, die von höchster Kunstschriftigkeit zeugen, erwachsen die Jungen der Webervögel. In den verschiedensten Gestalten von sehr respektablen Größendimensionen sind diese Brut- und Wohnstätten in sehr sorgfältiger Weise erbaut. Das Material, Wolle, Haare von Thieren, Pflanzen, wird so geschickt zusammengefügt, daß man für diese Arbeit den Namen Weben mit Recht anwenden kann. Schon mehrere unserer Meisen bauen ein solches gewebtes, eiförmiges Nest, das ein besonderes Flugloch hat. Die ausländischen Webervögel aber stellen Nester von den absonderlichsten Formen her. Durch die Einheit des Gewebes, das einem Tuche ähnlich ist, zeichnet sich das Nest des Baltimore-Vogels aus, der in Nordamerika lebt und der selbst in Städten seine großen hantelförmigen Nester baut. Er hängt diese an Zweigspitzen auf, die infolge der Last sich tief nach unten neigen. Das Material, aus dem das Nest gewebt wird, besteht aus Haar, Fleisch, Wolle und Haaren. Neuerdings hat sich aber der Vogel daran gewöhnt, allerhand Materialien zusammenzusuchen, die er im Freien, besonders in den Städten, findet, allerhand Garn, Fäden und Schnüre, und es kommt ihm nicht darauf an, diese aus Klechereien, Gärten oder gar von Fensterbrettern zu stehlen.

In einem sehr eigenartigen Heim bringen die Jungen des Schneidersvogels ihre Kindheit zu. Dasselbe besteht aus einem weichen Blatt, das an ein grünes im buchstäblichen Sinne des Wortes angenehmt ist. Denn an den Rändern der Blätter werden kleine Löcher angebracht, durch die ein Faden hindurchgezogen wird. Dieses verhältnismäßig einfach anzusehende und doch einen ganz merkwürdigen Innern verrathende Nest wird im Inneren mit Fäden ausgefüllt und erfüllt so seinen Zweck sehr gut. Zur Auspolsterung der erbauten Nester lassen es überhaupt die wenigsten Vögel fehlen. Indem sie meist Federn dazu nehmen, die die Wärme nicht durchlassen, erleichtern sie sich dadurch das Brüten und die Erwärmung der Jungen, weniger ist wohl dabei zugleich an die Bequemlichkeit der heranwachsenden Schaar gedacht. Den so verwöhnt sind ja die Vögel, auch die Jungen, nicht, daß sie einen gepolsterten Sitz haben müßten. Allefalls nimmt die Polsterung mitunter die Stelle einer soliden Dièle ein, denn zwischen den Reisern und Pflanzenstengeln könnten die kleinen leicht mit den Füßen hängen bleiben oder, wenn das Nest nicht sehr sorgfältig gebaut ist, gar hindurchrutschen.

Der junge Vogel findet in seinem Neste zwar eine leidliche, und wenn das Heim sehr groß und fein gebaut ist, sogar eine recht bequeme Unterkunft, in der er warm sitzt. Indem die Alten bei schlechtem Wetter und in der Nacht ihre Flügel schützend über die Jungen breiten, erhalten selbst oben offene Nester eine genügende Schutzdecke. Auf gute Luft ist freilich in den meisten Nestern wenig Rücksicht genommen. Es kommt sogar vor, daß einzelne Vögel, die unter die Leiber ihrer Geschwister gerieten, erstickten. Über die offenen Nester kann ja der Wind freilich genugsam dahinstreichen, wenn die Jungen nicht daranföhren, aber in den geschlossenen Bauten ist die Luft mitunter geradezu verpestet. Viele Vögel sorgen ja dafür, daß der Durath ihrer Sprößlinge entfernt wird, andere dagegen sind darin sehr sorgfältig, und die Nester des Wendehalses und besonders des Wiedehopfes sind dafür geradezu berüchtigt.

Die offenen Nester schützen die Jungen natürlich an und für sich wenig vor den Angriffen von Raubräubern. Aber sie sind doch in vielen Fällen sehr versteckt angebracht. Sie befinden sich oft zwischen Astgabeln, so daß man sie von unten garnicht bemerken kann. Vom Feind hat man lange geglaubt, daß er sich und sein Nest unsichtbar machen könnte. Man sah ihn öfter auf einen Baum fliegen und wußte ganz genau, daß er hier sein Nest haben möchte, aber trotzdem konnte man das Nest nicht finden. So gut ist dasselbe unter Bambusen und

Blätter versteckt. Andere Nester werden inmitten von dornigen Sträuchern, Heckenrosen, Brombeeren, Weißdorn, angelegt, auch hier sind die Jungen sehr geschützt, da sich in das dornige Gefüllt weder Mensch noch Thier hineinwagt. Falken legen ihre Horste auf den höchsten Baumspitzen oder an Abgründen, manche Schwalben inmitten steiler Steinwände, Eulen in zerklüfteten Felsen an. Ein gutes Schutzmittel besitzt das Nest des Pitpit auf der Insel Samoa. Es ist in der Nähe von Nester der Papierweissen angelegt, die wegen ihres Stiches sehr gefürchtet sind. Zu so gefährliche Nachbarschaft begiebt sich natürlich nicht gleich Zemund, und so kommt die Furcht vor den Wespen dem Nest und seinen Insassen trefflich zu Statten. Um den Zugang zu seinem Heim zu erschweren, klebt der Blauspecht, der deshalb auch Kleiber genannt wird, den Eingang zu dem hohlen Baum, in dem er wistet, zu. Er benutzt gewöhnlich die von Spechten — der Blauspecht ist kein Specht — gehackten Röhrlchen, aber diese sind für ihn zu groß und erscheinen ihm in ihrer Größe wohl nicht geschützt genug vor den Tagen der Raubtiere oder dem Zutritt von Wieseln und anderen Raubthieren. So mauert er denn den Eingang mit lehmiger Erde, die er mit Speichel bespricht, so weit zu, daß nur ein kleines Loch zum Aus- und Einfang für ihn übrigbleibt.

Ein anderes, recht probates Mittel gegen feindliche Angreiffe, denen wir im Leben der Thiere sehr häufig begegnen, liegt in der Geselligkeit. So gibt es auch Vögel, die ihre Nester gemeinschaftlich anlegen. Das ist z. B. der Fall bei den Krähen. Um eigenartigsten aber ist die Nestkolonie des Republikaners, eines Vogels, der in Südafrika lebt. Viele Hunderte der Thiere schaaren sich zusammen und errichten über den Nester eines Baumes ein großes dichtes Dach, das den Eindruck eines runden Strohdaches macht. Rundum unter dem Rande des Daches hängt nun jeder einzelne Vogel sein Nest auf, und zwar liegen

dann diese Nester dicht nebeneinander. Die Vögel, und besonders die Jungen, mögen es an Lärm nicht fehlen lassen, und so werden schon dadurch manche Räuber, die ja oft ein recht feiges Gesindel sind, verschreckt. Aber die Bergesellschaft bringt auch noch andere Vortheile; denn das große Dach, das durch gemeinschaftliche Arbeit entstanden ist, hält den Regen von sämtlichen Nester ab, außerdem erschwert es auch den Zugang zu den Nester, die an dessen unterem Rande immer frei in der Luft hängen.

Durch die Kultur des Menschen ist es vielen jungen Vögeln vergönnt, direkt unter dem Schutze des Menschen aufzuwachsen. Denn die Vögel, die, wie die Schwalben, Mauersegler, Spatzen, Störche, ihre Nester in unmittelbarer Nachbarschaft des Menschen bauen, sind vor den Angriffen vieler Thiere sicher, die der Mensch immer mehr von seinen Ansiedlungen hinweggetrieben hat. Der Mensch errichtet auch Rüstkästen für Vögel in dem Bewußtsein, daß die Thiere, die zur Aufzucht ihrer Jungen sehr viel Insekten brauchen, sich für den Garten sehr nützlich erweisen. Viele Vögel nehmen diese menschliche Hülfe sehr gern an, zimal bei vielen Vögeln unbedingt eine Wohnungsnöth herrscht. Gleich dem armen Großstädter, der für seine zahlreiche Kinderhaar keine Unterkrust findet, müssen es viele Meisen und Schedte aufgeben, in dem modernen Forst, der keine morschen Bäume mehr duldet, eine Unterkrust für ihre Nachkommenschaft zu finden. Die Folge davon ist, daß sie entweder in die Gärten der Menschen fliegen oder in andere Länder auswandern.

Immerhin wird man den Eindruck gewinnen, daß in der Vogelwelt für sichere Unterkrust der Jungen meist recht gut gesorgt ist. Der junge Vogel hat aber auch sehr liebevolle Eltern, die auf seine Sicherheit immer bedacht sind. Nur zu oft macht das Geschrei der Jungen beim Füttern einen Feind

auf das Nest aufmerksam. Mitunter naht sich aber auch ein Mensch oder ein Thier ganz zufällig dem Nest. Aber noch ehe man das Nest gewahrt, wird man gewöhnlich durch das Gebaren der Vögel von der gefährdeten Stelle weggeleitet. Kleine Vögel, die wenig Kraft haben, fliegen von dem Neste weg in die Nähe des Feindes, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, oder sie stellen sich gar flügelaahn oder sonstwie gebrechlich und lassen sich richtig eine Weise versetzen, bis der Feind weit vom Neste weggeführt ist. Alsdann fliegen sie plötzlich auf und sind verschwunden. Sie fliegen nach dem Neste zurück und überlassen dem übertölpelten Räuber das Nachsehen. Eine solche List wenden zum Beispiel die Ziegenmelker und die Grasmücken an. Der Kiebitz, der schon ein imposanterer Vogel ist, hat noch eine andere Methode, seine Brut vor den Augen der Feinde zu bewahren. Er schwärmt um den Ankömmling herum, indem er einen seltsamen Ton austößt und mit seinem schwarzen und weißen Gefieder sehr auffällige, zitternde Bewegungen macht. Das Gebaren ist so eigenartig, daß sich selbst der Mensch, wie viel leichter ein Thier von der eingeschlagenen Richtung abbringen läßt, um dem drohenden Thiere aus dem Wege zu gehen. Ein sehr eigenartiges Mittel zum Schutze seiner Jungenwendet der Wendehals an. Er duckt sich breit über das Neste, senkt den Kopf, verdreht den Hals und zieht dabei ganz unheimlich. Ohne Zweifel ahnt er das Gebaren der Schlange nach und täuscht dadurch den beutelüsternden Feind. Der Raubwürger warnt noch später seine Jungen, wenn diese schon flügge sind und umherstreifen, vor Gefahr durch lautes Geschrei. Die Jungen, die natürlich noch unvorsichtiger und unerfahren sind als die Alten, fliegen auf das Geschrei davon oder, wenn sie auf diese Warnung nicht achten, so fliegt sie, wie mehrfach beobachtet wurde, die alte gar vom Aße weg.

(Sagittus folgt.)

## Die Todtenstadt.

Erzählung von Rudyard Kipling.

In dieser Erzählung ist nichts Erfundenes. — Sutes stieß durch Zufall auf ein Dorf, von dessen Existenz man wohl weiß, obgleich er der einzige Engländer ist, der dort war. Eine ziemlich ähnliche Einrichtung bestand einst an der äußersten Grenze Kalkuttas, und es geht die Sage, daß, wenn ihr in das Herz von Bikanir, welches das Herz der großen Indischen Wüste ist, eindringt, ihr nicht ein Dorf, nein, eine Stadt findet, wo die Todten, die nicht gestorben sind, aber nicht leben dürfen, ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben. Und da es vollkommen wahr ist, daß in derselben Wüste sich eine prachtvolle Stadt befindet, wohin die Geldmänner sich zurückziehen, nachdem sie ihre Vermögen gemacht (Vermögen, so groß, daß die Besitzer selbst dem starken Arm der Regierung nicht deren Schutz anvertrauen und sie lieber in den wasserlosen Sand fliehen, wo sie in pompösen C-Feder-Barfüßchen fahren, schöne Mädchen kaufen, die Wände ihrer Paläste mit Gold, Elfenbein, kostbaren Münzen und Perlmutt dekorieren), so sehe ich nicht ein, warum Sutes' Erzählung nicht wahr sein sollte! Er ist Zivilingenieur, hat einen guten Kopf für Grundrisse, Distanzmessungen und derartige Dinge, der sicherlich sich nicht die Mühe geben würde, phantastische Versteckungsfallen zu erfinden. Er kann mehr verdienen bei seiner berufsmäßigen Arbeit. Die Geschichte bleibt sich gleich, so oft er sie erzählt, und er wird immer heiß und zornig, wenn er an die unwürdige Behandlung denkt, die ihm zu Theil geworden ist. Er schrieb Alles schlichtweg nieder, hat esstellenweise nachgefeilt und moralische Reflexionen zugefügt, wie folgt:

Mit einem leichten Fieberanfall hat Alles aufgefangen. Mein Werk erforderte, daß ich für einige Monate zwischen Paspattan und Minbarakpur kampierte. Es ist dies, wie Fieber weiß, der das Unglück hatte, dorthin zu müssen, eine trostlose, sandige Strecke

von Erde. Meine Kulis waren nicht mehr noch minder schlimm als andere Truppen, und meine Arbeit verlangte genügend Aufmerksamkeit, um mich vor Melancholie zu schützen, hätte ich zu so unmännlicher Schwäche geneigt.

Am 23. Dezember fühlte ich mich etwas fieberrisch. Es war Vollmond zu dieser Zeit, und natürlich bellte jeder Hund in der Nähe meines Zeltes ihn an. Sie versammelten sich zu zweien und dreien und machten mich toll. Einige Tage vorher hatte ich so einen lautmäßigen Sänger erschossen und seinen Leichnam zur Abschreckung ungefähr fünfzig Yards von meiner Zelttür aufgehängt aber seine Freunde fielen darüber her, kämpften darum und verschlangen ihn mit Haut und Haar; und sangen, so schien es mir, ihre Dankeshymnen mit gekräftigerer Energie.

Die Schwachköpfigkeit, die das Fieber begleitet, wirkt verschieden auf verschiedene Menschen. Meine Erregung brachte nach kurzer Zeit den festen Entschluß hervor, ein ungeheures, schwarzes und weißes Thier, das während des ganzen Abends das erste beim Sang und das erste bei der Flucht war, zu tödten. Faß meiner zitternden Hand und schwielendem Kopf hatte ich schon mit beiden Augen meiner Kante fehlgeschossen, da kam mir der Gedanke, den Hund niederzureiten und ihm mit dem Sauspeer den Garans zu machen. Das war natürlich die Idee eines halb im Delirium sich befindenden Fiebertrunken, mir aber erschien sie außerordentlich und leicht ausführbar.

Ich befahl also meinem Groom, Pomic zu seiteln und leise an die Hinterseite meines Zeltes zu kriegen. Als das Pony fertig war, stellte ich mich daneben, bereit aufzuspringen und fortzusprengen, sobald der Hund seine Stimme wieder erheben würde. Geiläufig erwähnt: Pomic war einige Tage nicht aus seinem Stall gewesen; die Nacht-

luft war scharf und feucht, und ich trug ein Paar besonders lange und scharfe Sporen; mit welchen ich am Nachmittag ein trüges Hüllen aufgenommen hatte. Ihr könnt Euch vorstellen, wie Pomic, einmal losgelassen, ging. In einem Augenblick (das Thier raunte wie ein gehegtes Wild) war das Zelt weit hinter mir, und wir flogen über den weichen, sandigen Boden hin, als gelte es den Preis kein Neinen. Im nächsten Augenblick waren wir an dem unglücklichen Hund vorbei, und ich hatte beinahe vergessen, weshalb ich Sauspeer und Pferd mit mir führte.

Das Delirium des Fiebers und die schnelle Bewegung in der Luft müssen mir den letzten Rest von Besinnung geraubt haben, denn ich erinnere mich undeutlich, daß ich aufrecht in den Steigbügeln stand und meinen Sauspeer gegen den großen weißen Mond, der so ruhig auf meinen rasenden Galopp niederstieß, hin und her schwenkte, und daß ich im Vorbeisansen die Giraffenbüste schreiend zum Kampf herausforderte. Ein- oder zweimal, glaube ich, fiel ich vorüber auf Pomic's Hals und hing buchstäblich mit noch in den Steigbügeln und durch meine Sporen fest — wie die Spuren am nächsten Morgen zeigten.

Das arme Thier rannte vorwärts wie besessen; wie mir schien, über eine grenzenlose, mondbeglänzte Sandfläche. Zunächst hiernach erinnere ich mich, daß der Weg vor uns plötzlich aufwärts stieg, und als wir den Gipfel des Aufstiegs erreichten, j.h ich unten die Wasser des Sutlej, gleich einem silbernen Bande. Daum stolperie Pomic schwerfällig auf seine Nase und wir rollten zusammen einen Abhang hinunter.

Ich mußte das Bewußtsein verloren haben, denn als ich erwachte, lag ich auf dem Bauch in einem Haufen weichen, weißen Sandes, und das Morgendämmeren huschte undeutlich über die Kante

des Abhangs, von dem wir herabgefallen waren. Bei zunehmendem Lichte sah ich, daß ich mich am Fuße eines hufeisenförmigen Kraters von Sand befand, dessen eine Seite direkt nach den Ufern des Gutes offen war. Das Fieber hatte mich verlassen, und, abgesehen von einem leichten Schwindel im Kopf, fühlte ich keine schlimmen Folgen von dem Fall in der Nacht.

Bornic, der etwas entfernt stand, war natürlich sehr erschöpft, aber nicht verwundet. Sein Sattel war hin und her gerutscht und hing unter seinem Bauch. Es dauerte eine Weile, ihm in Ordnung zu bringen, und ich hatte Zeit genug, den Ort zu beobachten, in den ich so dummer und plötzlicher Weise gefallen war.

Auf die Gefahr hin, ermüdet zu werden, muß ich ihn ausführlich beschreiben, weil ein genaues geistiges Bild seiner Eigentümlichkeiten dem Leser helfen wird, das Folgende zu verstehen.

Stellt Euch also einen (wie ich vorhin schon bemerkte) hufeisenförmig gestalteten Krater von Sand vor, dessen steil abschüssige Sandwände ungefähr fünfunddreißig Fuß hoch sind. (Die Steigung, denke ich, muß fünfundsechzig Grad haben.) Dieser Krater umschloß ein flaches Stück Boden von ungefähr fünfzig Yards in der Länge und dreißig an der breitesten Stelle, mit einem rohen Brunnen in der Mitte. Rund um den Boden des Kraters, ungefähr drei Fuß über dem flachen Grunde, zog sich eine Reihe von dreimundachtzig halbkreisförmigen, ovalen, vielfingen Höhlen hin, alle ungefähr drei Fuß breit an der Öffnung. Jede Höhle zeigte bei Beleuchtung innenwärts eine hörgfältige Bekleidung von Treibholz und Bambus und oberhalb der Öffnung eine hölzerne Wasseraustrittsstelle, wie der Schirm einer Sockenmäuse gebraucht, zwei Fuß breit. Keine Spur von Leben war in diesen Tunnels wahnehmbar, aber ein übler Geruch durchdrang das ganze Amphitheater — ein Geruch, widerwärtiger, als ich ihn auf meinen Wanderrungen in irgend einem indischen Dorfe fand. Ich bestieg Bornic, der ebenso wie ich nach dem Lager zurück strebte, und ritt rund um die Basis des Hufeisens, um die Stelle zu finden, wo man am besten hinans käme. Die Bewohner, wer immer sie seit nochten hatten es nicht für geboten erachtet, zu erscheinen; so war ich meinem eigenen Erstaunen überlassen. Mein erster Gedanke, Bornic die steile Sandbank hinauf zu drängen, bewies mir, daß ich in eine Falle gestürzt war, ehrlich der, wie sie der Ameisenlöwe für seinen Raub

baut. Bei jedem Schritt fiel der lose Sand von oben Tonnenweise nieder und rasselte wie Schrotkörner auf die Abfallrinnen. Ein wiederholter erfolgloser Versuch ließ uns, halberstict von den Strömen von Sand, auf den Grund rollen. Ich mußte also meine Aufmerksamkeit dem Flussufer zuwenden. Hier schien Alles leicht genug. Die Sandhügel reichten zwar bis an die Flusskante, aber es gab leichte Stellen und Sandbänke, über die Bornic weggaloppiren und ich meinen Weg auf festem Grund finden konnte, indem ich mich scharf nach rechts oder links hielt. Als ich Bornic auf den Sand leitete, überraschte mich der schwache „Paff“ einer Flinten über den Fluss herüber, und im selben Augenblick fuhr eine Kugel mit einem scharfen „ffff“ an Bornic's Kopf vorbei. Neben die Art der Schußwaffe konnte ich mich nicht irren — ein gewöhnliches Martini-Henry-Geschöß. Ungefähr hundert Yards entfernt lag inmitten des Stromes ein stumpfes Boot verankert, und ein aus seinem Bug in die stille Morgenluft aufsteigender Rauch zeigte mir, woher diese zarte Aufmerksamkeit kam. Ward je ein respektabler Gentleman so zum Stillstand gebracht? Der trügerische Sandabhang gestattete kein Entweichen von dem Platz, den ich sehr gegen meinen Willen betreten, und ein Spazierritt an der Flussgrenze war das Signal zu einem Bombardement von irgend einem verrückten Eingeborenen in einem Boot. Ich gestehe, daß ich ganz außer mir geriet.

Eine zweite Kugel belehrte mich, daß es gescheit sei, das Maul zu halten und mich rasch nach dem Hufeisen zurück zu begreifen. Dort fand ich, daß der Knall der Flinten fünfundsechzig menschliche Wesen aus den Dachshöhlen, die ich bisher für unbewohnt gehalten, hervorgelöst hatte. Ich befand mich in der Mitte eines Hauses von Bushanern — ungefähr vierzig Männer, zwanzig Weiber und ein Kind, das nicht mehr als fünf Jahre zählen konnte. Sie waren alle spärlich bekleidet mit dem lachsfarbenen Stoff, der die Hindubettler kennzeichnet, und machten mir beim ersten Anblick den Eindruck einer Bande ekelhafter Fasire. Die Schmutzigkeit und das Abscheuliche der Leute spottet jeder Beschreibung. Ich schauderte bei dem Gedanken, welches Leben sie in den Höhlen führen müßten.

Selbst heutzutage, wo örtliche Selbstverwaltung den Respekt der Eingeborenen vor dem Sahib ziemlich aufgehoben hat, war ich an einen gewissen Grad von Höflichkeit von meinen Untergebenen gewöhnt

und erwartete demgemäß wenigstens eine höfliche Beachtung meiner Abwesenheit. Beachtung fand ich aber in einer Weise, die ich nicht erwartete. Der zerklumpete Haufen lachte mir in's Gesicht — solches Lachen hörte ich nie wieder zu hören —. Sie schnatterten, schrien, pfiffen und heulten, als ich in ihre Mitte trat. Einige warfen sich auf die Erde, buchstäblich in Konvulsionen vor boshaftem Gelächter. Da ließ ich Bornic's Kopf los und, aufgeregt wie ich von den Gegebenheiten dieses Morgens war, knuffte ich die mir nächtigstehenden mächtig mit der Faust. Die Glenden fielen wie Segel unter meinen Schlägen um, und das Lachen wuchs dem Flehen um Barnherzigkeit, während die Unberührten meine Knie umklammerten und in Lauten der seltsamsten Sprachen mich batzen, sie zu verschonen.

In dem Tumult, und als ich mich vor mir selber schämte, mich meinem Born so hingegeben zu haben, murmelte eine Stimme hinter meinem Rücken auf Englisch: „Sahib! Sahib! Erkennt Ihr mich nicht? Sahib, ich bin Gunga Dafz, der Telegraphenbeamte.“

Ich drehte mich rasch um und sah dem Sprecher in's Gesicht.

Gunga Dafz (ich zögerte nicht, des Mannes wirklichen Namen zu nennen) hatte ich vor vier Jahren als einen Brahmanen vom Dekkan und Angestellten bei dem Punjab-Gouvernement in einem der Ghalsia-Staaten gekannt. Er war Verwalter einer Zweigtelegraphenstation und, als ich ihn zuletzt sah, ein geschickter, wohlbeleibter, stattlicher Beauftragter mit einer wunderbaren Gabe, Kalauer in englischer Sprache zu machen — eine Fähigkeit, die mich länger an ihn, als an die mir in seiner offiziellen Eigenschaft geleisteten Dienste denken ließ. Ein Hindu, der englische Kalauer macht, ist eine Seltenheit.

Nun aber war der Mann bis zur Unkenntlichkeit verwandelt. Kastenabzeichen, Wohlbeleibtheit, schiefefarbene Kleider und gewandte Sprache, Alles fort. Ich erblickte ein verwittertes Gerippe, ohne Turban, fast nackt, mit langem, verworrenem Haar, mit eingeknickten Schellfischhängen. Wäre nicht eine sickelförmige Narbe auf seiner linken Wange — die Folge eines Zufalls, für den ich verantwortlich war — gewesen, ich hätte ihn nicht wiedererkannt. Aber es war unzweifelhaft Gunga Dafz, und — ich war dankbar dafür — ein englisch sprechender Eingeborener, der mir wenigstens Alles erklären konnte, was mir an diesem Morgen zugefallen war.

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

**„Vor der Prozession.“** Den alten katholischen Bräuten auf dem Lande gilt der Ritus der „Aufzehrung“ für einen halben Piaster. Nach ihrer Reinigung gehört das Kleingedackt, Reinigungsdecken, Eingießen des Weins und Weißes gewöhnlich zum Gottesdienst, wie das Menschen. Der Ausführungsmeister weiß das sehr wohl, und so freigt er dann nur so von Würde, in der Kirche, so lange er die Sungen der Lieder an sich geträumt hat. Daß das vorbei, dann wird aus dem kleinen Christentum jetzt ein recht unheiliger Stand. Er krafft Prozessus von den Armen, krafft den Wein, den er mit einem gräßlichen Leinwandgrätz in dem Röntgen verhüllt hat, macht auf seine Gemüter denkt, von den Ohren zu raffen, die weiter als Hörnchen dazwischen poltern. Sie haben einmal eine regelrechte Arbeitsauszeit inszeniert, weil uns der alte Kirchenhuter mit seines Gottes gesetzte kostbaren „Silber“-Kreuzen beschädigt haben.

„Eine ganz kleine Sache“ läßt der Kater nichts bösartiges zwischen Sätzen vor. Es fallen sich deutlich drei Gruppen unterscheiden. Die eine, rote, jungen Katholiken eines kleinen Dorfes zu sein, vielleicht sogar einer kleinen Gemeinde. Die zweite, welche links die Ortschaften, und großzügige Auswanderungen, und dann sind nach Europa da, und die anderen es gern tun. Man kann dem Schwarm beobachten, zur feiernden Prozessionen einzugehen zu wollen. Und hatte ihnen die Mutter erlaubt. Sie hielten sich in's Werk gemacht, und anfangs war ja diese die Arbeit dabei. Da kam, bestimmt durch eine Göttin, ein Kori, mit einem Maß die wahre Prüfung darin. Das ist mit der Prüfung. Die Augen glänzen, die Zungen gehen

wie Öffentlichen, der Eine hat seinen Korb umgedreht und schüttet die Blüthenblätter, die vor der Madonna gefüret werden sollten, einem Andern über den Kopf. Alles lacht, die Blumenschlacht ist im schönsten Gange. Wenn jetzt der Prälat käme?

**Väterliche Erziehung zur Arbeitswilligkeit im Jahrhundert der Reformation.** Kurfürst August I. von Sachsen (1553—1586) war eine Hauptthäule des Protestantismus lutherischer Farbung. Das wird man nicht in Abrede stellen wollen, wenn man weiß, daß er seine Untertanen vor der Ausiedlung durch fremde Siedler — und zwar nicht den Katholizismus, sondern das Calvinthum — durch Applikation von Daumengrauben und spärlichen Stücken bewährte. Eben das wird dagegen die Gegner folgender Argumente zweifelhaft machen, ob August I. einen zweiten Ehrentitel verdient hat, der ihm öfters beigelegt wird. Die Geschichtslegendenbeschreiber des Heimes Berlin mögen uns nämlich zu erzählen, daß der Kurfürst sich durch seine Regentenhäufigkeit von seinen Untertanen die zierende Benennung „Vater August“ verdient habe. Sündes einen unwiderleglichen Beweis seiner väterlichen Fürsorge hat er anno 1556 offenen seiner „Hofordnung“ gegeben. Liegen es sich diese aus unchristlicher Missvergängtheit einzuhallen, über schlechte Kost, Verzehrung des ansbedungenen Brothes und üble Bezahlung Schweißende zu führen und auf die selbstverständliche Fortschreibung ihrer freien Begehrlichkeit die Arbeit niedergeschlagen. Der Kurfürst habe die von genialer Vorwegnahme zeugende Eigentümlichkeit, à la Putifamer hinter jedem Stroh die Hydra der Revolution lauern zu lassen. Er war also tödlicher, daß es sich um eine Ritterei, ein Aufsehen und eine Vereinigung handele,

wobei es „Anstifter, Auordner und Nadelssührer“ geben müsse. Folglich ließ er die zwei unter den Streikenden, die er dafür hielt, ohne weiteres Federlesen einflümmeln und beschloß, ihnen eine väterliche Erziehung zur Arbeitswilligkeit angeleihen zu lassen. Wie er sich das dachte, er sieht man aus einem, die Müsselfächer betreffenden Rechtskript August's an den Dresdener Schöffer, dessen „Vollboller“ Jargon an Genteinverständlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt: „Derhalben sind Wir entschlossen, dieselben (die „Hintermänner“) von ihnen (den Grüppchen) zu erfahren, und sollten Wir sie bestrafen, daß man ihnen die Kalanden im Leibe sehe, und ob sie dann vor verstockter Halsstarrigkeit solches nicht aussagen wollten, so können Wir also dann dabei abnehmen, daß sie die rechten Apitzen (Häupter) selbst sein müssen, wollen uns auch auf denselben Fall, wie sich gebührt, gegen sie verharren. Und auf dies Vorhalten magst Du sie sich bedenken, sie auch mit der Ahnung dermaßen halten lassen, daß sie es gereut, daß sie Unsere Hoffost verschwätzt haben. Sonderlich magst Du ihnen bisweilen einen Tag nur ein paar rostige Heringe und nichts dazu zu kaufen geben und sie bis zu Unserer Wiederkunft in guter, fleißiger Verwahrung halten.“ Leider schwärzen die Akten des sächsischen Staatsarchivs darüber, was aus den beiden Verfuchskanonen für väterliche Erziehung zur Arbeitswilligkeit geworden ist, ob sie bei der Radikalfür gegen Streiklust, die sich der lutherischen Glaubenssiedlung ausgedacht, mit dem Leben davongekommen sind. ra.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.